

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Koeppen, Wolfgang  
**Nach Rußland und anderswohin**

Empfindsame Reisen

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 115  
978-3-518-36615-8

suhrkamp taschenbuch 115

Diese Aufzeichnungen mit dem Untertitel »Empfindsame Reisen« führen nach Spanien, Holland, England und in die UdSSR.

Unmöglich die Vorstellung, der Autor orientiere sich an einem Reiseführer. Er absolviert kein Bildungspensum, sondern hält sich offen für das Erlebnis, für die »Zufälle« des Augenblicks und sieht gerade das, was wahrzunehmen das präparierte Reiseabenteuer verhindert. Er durchschaut die Fassaden: »Die Herren fragten mich sogleich, was ich für Wünsche habe, was ich sehen wolle, und ich sagte Moskau, und die Herren fragten, und was weiter, und ich sagte, Rußland, und die Herren schienen von mir enttäuscht zu sein.«

In seinen Reiseberichten nicht weniger als in seinen Romanen und Erzählungen erweist sich Koeppen als minuziöser Beobachter, dessen sprachliche Potenz hinter der Schärfe des Wahrgenommenen nicht zurückbleibt. Wie wenige zeitgenössische Autoren versteht er es, trotz kritischer Analysen Atmosphäre und Lokalkolorit zu vermitteln.

Wolfgang Koeppen  
Nach Russland und  
anderswohin

*Empfindsame Reisen*

Suhrkamp

6. Auflage 2017

Erste Auflage 1973

suhrkamp taschenbuch 115

© Henry Goverts Verlag GmbH, Stuttgart 1958

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-36615-8

## *Inhalt*

Der Reinfelder Mõnd	7
Ein Fetzen von der Stierhaut	9
Im Spiegel der Grachten	73
Herr Polevoi und sein Gast	98
Zauberwald der roten Autobusse	200
Neuer römischer Cicerone	227
Landung in Eden	267



## *Der Reinfelder Mond*

In Reinfeld in Holstein ist Matthias Claudius geboren, in dem Pfarrhaus aus moosverwachsenen Backsteinen, unter den hohen Linden, in ihrem Sommerduft, am Ufer der träumenden Teiche, und der Mond steht wie 1740 über der Gemeinde. Wie ist die Welt so stille und in der Dämmerung Hülle so traulich und so hold, als eine stille Kammer, wo ihr des Tages Jammer verschlafen und vergessen sollt!

Der Mond ist aufgegangen. Reinfeld war ein Ort, zu verschlafen und zu vergessen. Matthias Claudius studierte in Jena Theologie, verwarf die Gottesgelahrtheit, hielt sich an die Rechtswissenschaft, entwurzelte, lebte, ein zorniger junger Mann, in Kopenhagen, wandelte, ein Gescheiterter, ein Träumender, in Reinfeld am Ufer der Teiche, gab unter dem Namen Asmus in Wandsbek eine poetische Zeitung heraus, enttäuschte als Redakteur in Darmstadt, ließ des Asmus, des Wandsbeker Boten omnia sua secum portans erscheinen, sah die Schullehrer sich des Werkes bemächtigen, wurde strenger Revisor einer Bank und starb als grämlicher Pietist.

Der Mond ist aufgegangen. Reinfeld war auch noch nach dem ersten Weltkrieg ein Ort, zu verschlafen und zu vergessen. Man verschlief hier die Revolution von 1918, verschlief den verlorenen Krieg, verschlief Weimar und die Republik, vergaß aber nicht die gute alte Zeit der Spitzen der Gesellschaft, der Hierarchie und der Uniformen, und so kamen auch nach Reinfeld die neuen Fahnen, meinte man auch in seinen Straßen marschierend zu erwachen, durften sich die verbogenen Kreuze und die Sirenen wie fette Unglücksvögel auf seine alten Dächer setzen, und bald sah man vom Ufer der träumenden Teiche das türmeiche Lübeck brennen, von Osten eilten Flüchtlinge, der zweite Weltkrieg wurde in Reinfeld noch lange weitergeführt, um jeden Meter ummauerten Raum, um jedes Bett in der stillen

Kammer, und so wurden Verhältnisse offenbar, die jahrhundertlang unter Schindeldach und Lindenlaub und zwischen Urväterhausrat verschlafen und vergessen, doch nicht gestorben waren, Haß, Gier, Neid, die Habsucht und die Herzens-trägheit.

Der Mond ist aufgegangen. Selbst in Reinfeld war der zweite verlorene Krieg nicht so leicht zu verschlafen, aber vielleicht gelingt es, ihn zu vergessen. Auch ich ging und träumte noch am Ufer der Teiche, aber aus dem Fenster des überfüllten Lichtspielhauses wehte schon das Lautsprecherlied der echten falschen Gefühle. Vor der Plakatwand der blühenden Heide schob es sich ehrpusselig und gemein. Ich sah wie die Teiche abgelassen, wie sie ihres poetisierenden Wassers entblößt wurden. Ich sah die schuppenschimmernden, nach Luft schnappenden Karpfen gefangen, verloren in dem schlammigen Grund. Die freiwillige Feuerwehr spielte zum Karpfenfest die alten Märsche. Ich aß im Hotel Stadt Hamburg den fetten Karpfen, dessen Los ich beklagte, mit Sahnenmeerrettich wohlzubereitet, er schmeckte auch mir, und am Tisch erinnerte man sich der Versammlungen, der Fahnen und der großen Zeit.

Der Mond ist aufgegangen. Eine neue große Zeit wird ihre Begeisterten und ihre Mörder finden.

Der Mond ist aufgegangen. Der Chor sprach zu Oedipus: Morgen, Kithairon, erfährst du's, – morgen abend, da leuchtet der Vollmond.

## *Ein Fetzen von der Stierhaut*

Italien, so sagt man, ist ein Stiefel; aber die spanische Landkarte gleicht einer ausgebreiteten Stierhaut. Im Stier sieht der Spanier die Gaben, die er vor allem bewundert: Kraft, Schönheit, Mut und alle Symbole der Männlichkeit. Der Spanier fühlt sich als Stier. Aber der Stier hat keine Chance. Er betritt den goldenen Sand der Arena. Soviel Erwartung, soviel Bewunderung, soviel Möglichkeit betäubt ihn. Seine Hufe scharren, er schnaubt durch die Nüstern, seine Flanken beben, die Muskeln des Nackens spannen sich, das gefährliche Haupt ist zum Angriff gesenkt, und wie blind rennt er gegen die Windmühlenflügel der roten Tücher und sieht nicht den Tod, der haarscharf daneben steht.

Hier ruht die eine Hälfte Spaniens; sie starb durch die andere Hälfte. Das ist ein Grabspruch. Der Grabspruch eines spanischen Satirikers. Mariano José Larra wurde nur achtundzwanzig Jahre alt. Er erschoss sich im Lande der vielen Denkmäler des Cervantes, des Don Quijote und des Sancho Pansa.

Spanien ist ein uraltes Land. Spanien ist ein sehr junges Land. Hier ist alles Vergangenheit und hat alles Zukunft. Spanien ist Morgenland und Abendland. Spanien ist ein Reich am Rande des Kontinents und doch ein Reich in der Mitte der Welt, denn es eint Europa und Südamerika und vielleicht sogar Rom und Mekka.

Spanien ist ein Staat großer Geschichte mit völlig geschichtslosen Flecken in seiner Landschaft. In Spanien herrschten jahrhundertlang die Kalifen. Sie hinterließen Moscheen, die man zerstörte, Gärten aus Tausendundeinenacht, die verwahrlosten, Kinder, deren dunkel glänzende Augen noch heute wie ein blankes Messer und wie eine Nacht voll Schwermut den Fremden anschauen, und den langen arabischen Gesang, den man zuweilen wie Psalm und Koranruf und bannende Beschwörung

in einer Schenke der Altstadt hört. In Spanien regierten die katholischsten aller katholischen Könige. Sie eroberten ein Weltreich und ließen es aus ihrer Hand gleiten. Und die Söhne der Konquistadoren sind die Invaliden des Bürgerkriegs. Der Enkel des Großen Kapitäns öffnet die Tür deines Taxis. In Spanien wurde Maimonides, der Platon der Juden, geboren, und in Spanien kam es zur ersten großen Verfolgung und Austreibung der Juden. In Spanien stand die Wiege des heiligen Ignatius von Loyola, und im 19. Jahrhundert galt Spanien, neben Rußland, als die Heimat der Anarchisten. Nirgendwo wurde die Mutter Gottes inbrünstiger angebetet, und nirgendwo brannten so hell die Scheiterhaufen der Inquisition. Ein Land ältester Kultur ist von der Zivilisation noch weitgehend zu erschließen. Von der spanischen Erde aus wurde die Neue Welt entdeckt, und die Reisenden der American Express Company fahren, steril verpackt und geschützt gegen Armut, Schmutz und Bazillen des historischen Kompost, im gläsernen Käfig der Super-Pullman-Autocars durch Isabellas Reich, die Columbus aussandte, einen neuen Weg zu Indiens Schätzen zu finden. Spanien gehören die Säulen des Herkules und die goldenen Äpfel der Hesperiden. Aber in Gibraltar sitzt der britische Gouverneur, und in Tanger wohnen die Händler. Eine strahlende Sonne bescheint die Fluren. Ein zuweilen mörderisches Klima schlägt den Menschen nieder. In Madrid, der künstlichen, der durch königlichen Befehlgeschaffenen Hauptstadt inmitten der Stierhaut, im Herzen Kastiliens herrscht drei Monate Winter und neun Monate die Hölle. Die Erde ist verdorrt, der ausgetrocknete Boden des Flusses ist von der Sonne wie zerschnitten, die weißen Steine im aufgerissenen Strombett scheinen im Strahlenglast der Hitze zu schmelzen; doch bald kommt das Wasser in tödlichem Lauf, es steigt über die Ufer, es reißt Wehre und Brücken und überflutet alles Land.

Ungewöhnliche Grausamkeit, erstaunliche Großmut, berechtigtes Mißtrauen, gerechtfertigtes Vertrauen, grelles Licht, tiefe Schatten, unsagbare Armut, protzender Reichtum, fruchtbare Täler, vegetationslose Wüsten, Wein, erloschene Brunnen,

Andalusiens süße Sinnlichkeit, Aragonien und Kastilien in brennender Askese, jungfräuliche Bräute am Traualtar, junge Dirnen auf den Straßen, ehrwürdige Universitäten, die größte Zahl von Analphabeten in Europa, kräftige Männer, die ruhen, kleine, blasse Jungen, die ihnen die Schuhe putzen, Schlösser mit Gobelins und Aubusson-Sesseln, Wohnstätten aus Lehm und verrosteten Dosen, Luxusrestaurants, acht Gänge zum Lunch für die alten und neuen Reichen, für die Jeunesse dorée, für die Besucher aus Hollywood, aus Detroit und Essen, ein getrockneter Maiskolben zu Mittag in der Hand des Bauern, ein Wunderautomobil von der Ausstellung in Paris, ein müdes Eselchen vor einem ächzenden, überladenen Karren, Bedürfnislosigkeit und verschwenderische Feste, Beharren in toter Tradition, Picasso, Braque und Salvadore Dali, aufflammende Leidenschaft und langwährende Apathie, die Fülle der Märkte und hungrige Augen, – das alles ist Spanien.

Die Regierung weist auf das befriedigte Land. Ist Spanien zufrieden? Es ist ruhig. Auch Bomben sind ruhig, solange der Funke nicht in die brisante Seele schlägt. Mißtraue noch deinem Hemd, sagt ein spanisches Sprichwort. Die Regierung kennt das Wort. Karabinerbewehrte Posten wachen vor mancher Tür. Überall stehen Polizisten. Patrouillen durchstreifen das Land. Die *Vigilancia* hat viele Augen und Ohren. Aber der Besucher Spaniens sollte sich das Wort vom Mißtrauen nicht zueigen machen, damit er nicht zu spät erkenne, daß er vertrauen durfte. Das christliche Spanien hat prächtige Kirchen – mit maurischen Wandelgängen, mit muselmannischem Ornament und mit aller Düsternis des dunklen Erdteils. Hinter den Pyrenäen beginnt Afrika, sagte der Botschafter Ludwigs XIV. in Madrid, aber der Spanier fühlt sich als der vornehmste Verteidiger Europas. Spanien ist das einzige Land, in dem zweimal zwei nicht vier ist, behauptete der Marschall Wellington, als er in Spanien und mit den Spaniern gegen Napoleon kämpfte. Auch den Marschällen der Legion Condor, den Marschällen der italienisch-faschistischen Regimenter, den Marschällen der Internationalen Brigaden im Bürgerkrieg ist die Rechnung nach Adam Riese nicht

aufgegangen. Heute hat Spanien amerikanische Luftbasen und Flottenstützpunkte, und amerikanische Marschälle studieren die spanische Mathematik. Ein amerikanischer Matrose hat mehr Geld in seiner Hand als ein Kapitän der noch immer stolzen Armada. Der US-Luftwaffengefreite fährt im eigenen Wagen zum Dienst und Rendezvous, während der hohe Beamte aus dem Luftfahrtministerium die keusche Braut zu Fuß nach Hause führt. Die Gelder des Marshallplans erschüttern das Preisgefüge des Landes. »Willkommen Mister Marshall!« heißt ein in Cannes ausgezeichnete Film des spanischen Regisseurs Berlanda. Bei aller gebotenen Vorsicht vor Zensur und anderen Übeln macht er sich über den amerikanischen Einfluß seine ironischen Gedanken.

Schwindelerregend, unwahrscheinlich hoch, klar und blau ist der Himmel über Madrid, und wie Champagner schmeckt die Luft, wenn sie am Abend der kühle trockene Wind von den Guadarramabergen bewegt. Wer in Spanien war, sehnt sich nach Spanien zurück. Doch welcher Fremde möchte in Spanien sterben?

In München, auf dem Bahnhof, angesichts des überfüllten Zuges, vor den reservierten Abteilen der Fußballfreunde und der Sparvereine, vor den betreuten und hochmütigen Kollektiven der Reisegesellschaften in jeder Preislage fragt sich der unzeitgemäße Individualist, der seine Fahrkarte voll bezahlt hat und dafür von allen Eisenbahngesellschaften Europas schlecht behandelt wird, ob er nicht klüger täte, zu Haus in seinem Bett zu bleiben und den Don Quijote zu lesen, statt wirklich nach Spanien zu reisen. Aber die Grecos? Aber Goya? Und die Stiere! Und Spanien ist doch anders! Und Spanien ist billig. Und die Fremden haben Spanien noch nicht entdeckt. So viele Märchen! Betroffen lauscht der Individualist den Gesprächen seiner Zugnachbarn: sie alle wollen gleich ihm nach Spanien fahren.

In Zürich regnet es. In Cellophan gehüllte Damen füttern graue Möwen. Auf einem Stein am See begegnet Ganymed vor dem gelobten Alpenpanorama und den Landhäusern der belohnten

Neutralität seinem Adler. Dieser Ganymed ist ein Kind. Der Adler ist klein und wirkt zutraulich wie eine kleine und zutrauliche Möwe. Der Gott verführt hier bürgerlich.

An der domestizierten Limmat gibt es seit Jahrzehnten das Café der verlorenen Generationen. Hier plante Lenin das Sowjetreich. Er schätzte Gemütlichkeit und das Schachspiel am Abend. Traurig scherzten die Dadaisten. Joyce träumte sein Dublin. Man hat das Lokal renoviert. Nun blitzt und blinkt es: Gestänge der Barhocker, Metallbeschläge der Theke, die zischende Espressomaschine, es ist ein Operationssaal hirnlischer Geburten, sterile Stühle aus Stahl und Gummi stehen unter der Straßenmarkise, Nässe hängt über dem Fluß und über der Altstadt, zwei alte Dirnen frieren, und Dädalus verbirgt sein Unbehagen unter dem gemütlichen Dufflecoat.

In Genf ziehen weiße Wolken über Calvins strengen Himmel. Auf Reisen sieht man sich plötzlich vor die Wirklichkeit der Ansichtspostkarten gestellt. Man erschrickt etwas. Die berühmte Fontäne springt wirklich aus dem See. Der Geist von Genf waren diesmal junge Mädchen. In Rudeln blühten sie auf den Brücken. Das Unkraut der Diplomaten gedieh in Limousinen. Im Café de Paris verhandelten Agenten die Welt.

Die letzte französische Eisenbahnstation vor der spanischen Grenze auf dem Wege nach Barcelona ist Cerbère. Ein häßlicher Bahnhof, tiefste Provinz, aber doch wie von Rousseau gemalt, und so schenkt der Bahnhof noch einmal das Bild des freundlichen Frankreich. Ein Kellner in langer Schürze, die wie ein Brautgewand seine Beine umschließt, baut ein kleines Café auf dem Bahnsteig auf. Schon kommen die Gäste. Arbeiter, die wie Philosophen aussehen, Politiker in blauen Monteuranzügen. Der Abbé ist unrasiert und schiebt ein Fahrrad. Das Bicyclelette und der Bartschatten geben dem geistlichen Herrn das Aussehen eines asketischen Rivalen der Radrennen, und weil Spanien nahe ist, denkt man an Greco. Ein Mädchen trinkt einen weißen Schnaps. Über dem Mädchen hängt ein Plakat der Destillerie Marie Brizzard. Auch das Mädchen könnte Marie Brizzard heißen. Sie trägt das Haar lang und strähinig und jetzt

am Morgen feucht. Die Luft ist mild. Sie ist voll bürgerlicher Freiheit. Die französischen Grenzbeamten sind in ein Gespräch vertieft, das einmal am Boulevard Saint Michel begann.

Ein Tunnel führt nach Spanien. In der Finsternis des Tunnels erklärt sich der Name Cerbère als von Kerberos herrührend, dem vielköpfigen, schlangenhaarigen Hund, der niemandem den Einzug in das Haus des Pluto wehrt, aber den Austritt keinem gestattet.

Eine andere Sonne scheint jenseits des Tunnels. Ein anderes Licht dringt durch die Fenster. Wir sind in Port Bou. Wir sind in Spanien. Die Luft ist scharf und rauchig. Sie riecht deutlich nach Schwefel. Da Spanien ein frommes Land ist, fragt man sich, ob der Teufel um seine Grenzen streicht. Genau genommen ist man am Ende seiner Reise. Hier wollte man hin. Hier ist man nun. Es stimmt wie alles Erreichte melancholisch. Der Zug, der einen herbrachte, fährt nicht weiter. Kein Zug aus Europa fährt weiter. Das ist der erste von vielen möglichen Vergleichen Spaniens mit Rußland, die sich dem Reisenden aufdrängen. Hier wie dort endet die europäische Spur. Die spanischen wie die russischen Bahnen fahren auf anderer Breite. Hohe Berge blicken ernst auf den Bahnsteig hinunter, auf dem die Fahrgäste Vögeln gleichen, die den Käfig wechseln. Die Berge sind wie Berge aus der Mythologie. Götter mögen auf ihnen wohnen; Menschen nicht.

Die Unruhe der Passagiere, die vielen Verordnungsschilder, der unverkennbare Ernst der Landschaft, alles weist darauf hin, daß dies keine gewöhnliche Grenze kurzer Formalitäten ist. Diese Grenze ist fremdenfeindlich. Spanien wirbt um Besucher, aber an seiner Tür spielt es verschlossenes Paradies. Die Reisenden drängen durch eine Unterführung. Sie drängen in den Saal der Kontrollen. Es ist die große Stunde der Reiseleiter. Sie sammeln ihre Schafe und fordern Gehorsam. Die Verheißungen der Prospekte verwandeln sich in die Heeresdienstvorschrift. Sie gibt auch in diesem Fall dem Massenmenschen den Glauben an den Endsieg, und mutig drängt er die paar Alleinreisenden gegen die Wand. Die Amtsstube riecht nach Stem-

pelblau, nach Schweiß, nach Polizei, nach Mißtrauen und Beaufsichtigung. Es ist kein angenehmer Geruch. Ob Herden- oder Einzelvisum, wir demütigen uns alle vor einem kleinen Schalter, in dessen Rahmen der ernste Beamte wie das Muster einer vorbildlichen Paßphotographie aussieht. Er prüft unsere Ausweise, er prüft die Grenzkontrollkarten, er rügt ihre Ausfüllung durch den Reisenden, der vergessen hat, hineinzuschreiben, daß er männlichen Geschlechtes sei und nun die Angabe nachholen muß. Die Schlange vor dem Schalter stockt. Sie murrst, aber sie beißt nicht. Wir alle sind eingeschüchtert. Wir wollen nach Spanien hinein; selbst um den Preis der Freiheit. Sehr martialische Polizisten stehen müßig herum und mustern uns mit dem durchdringenden Blick erfahrener Unteroffiziere. Vielleicht sollte man den Schalter des Beamten mit Blumen bekränzen und so sein ernstes Brustbild in das freundliche Porträt eines Hochzeigers verwandeln. Marion meint, man könne auch versuchen, durch die Beine der Polizisten zu schlüpfen, am Boden wie ein Hahn zu krähen und die Arme wie Flügel zu schlagen. Marion ist jung; sie glaubt noch, daß Amtspersonen lachen können. Im übrigen ist man in Spanien und klug genug, es wie Don Quijote zu halten, ein sonderbarer Hidalgo unter echten zu sein, den Unsinn gegen den stolzen Sinn zu setzen, Mitleid in erhabene Pose zu retten, den Geist gegen die Materie, die Poesie gegen die Prosa, das Ideal gegen die Wirklichkeit auszuspielen und, wo es immer geht, blindlings gegen Windmühlen, Weinschläuche und das Übel des Schafs sinns zu kämpfen.

So wird man registriert und aufgenommen und darf auf die andere, die richtige spanische Seite des Bahnhofs gehen. Hier erklärt sich, warum die Luft so schweflig brennt. Die spanischen Lokomotiven rauchen wie die Essen des Hephaistos. Die Waggon sind mit fettem Ruß wie mit einer Schmiere bedeckt.

Ich war erregt. Wir hatten die Prüfung bestanden. Wir waren in Spanien zugelassen. Die Lokomotive schrie hysterisch auf, und der Zug setzte sich ruckend in Bewegung, schlängelte sich langsam durch die Berge, die hinter einem Schleier von Rauch und Ruß eine Landschaft des Weltanfangs bildeten oder auch

schon des Weltunterganges. Der Zug fuhr wie über einen erloschenen Mond. Götter waren auf den Bergen nicht zu sehen. Die Berge waren zu ernst für die Götter. Die Berge waren kein Olympe, sie waren kein heiterer Parnassos.

Aber der Ernst und die Schwermut der spanischen Berge, der Ernst und die Schwermut der vegetationslosen Landschaft, der Ernst und die Schwermut noch in den Tälern üppiger Fruchtbarkeit mit grellgrünen Kaktusfeigen und flammendroten Blüten, der Ernst und die Schwermut der kalkweißen Häuser im grellen Sonnenlicht, der Ernst und die Schwermut der verbrannten apokalyptischen Städte auf den Bergkuppen, der Ernst und die Schwermut in den Augen der spanischen Kinder, sie und die Schatten, die Schatten in den dunklen spanischen Kirchen, die Schatten in den dunklen spanischen Zimmern hinter den geschlossenen Jalousien, dies und die Laute der Städte, der ewige Ruf der blinden Losverkäufer, das Tappen des Stokkes dieser Unglücklichen auf dem Pflaster der Straße, das dürre Klappern der Dominosteine in der Hand der Männer am Nachmittag zur Zeit der Siesta in den Kaffeehäusern und in den Hotelhallen, das ist Spanien, ein unvergeßliches Land.

Auch die Bahnhofshalle von Barcelona liegt unter einer Schicht von fettem Ruß. Nur der Triebwagen aus hellem Aluminium, der Barcelona mit Madrid verbindet, ist von der Schmiere befreit. Er sieht wie ein frisch gebadeter Delphin aus und ist der Stolz der spanischen Eisenbahn; aber glaube ja nicht, daß du, wenn du eine Fahrkarte hast, den Delphin benutzen darfst. Du mußt dich, wie immer bei der spanischen Eisenbahn, erst irgendwo anstellen. Du brauchst eine Zulassungskarte, einen Ergänzungsfahrschein und viele Stempel. Und Geld brauchst du natürlich auch.

Auf den Bahnsteigen hocken hingekauert die armen Leute, für die der Delphin – vorbehalten den Reichen, den Mächtigen, den Beamten, den Kaufleuten und den wohlhabenden Fremden – ein Traum bleibt. Sie sehen wie Bauern aus, wie die Bilder armer Bauern aus dem Mittelalter. Und wieder drängt sich ein Vergleich mit Rußland auf. So wie diese Menschen, die mit

unendlicher Geduld eines Zuges harren, der sie mitnehmen möchte, müssen Tolstois Bauern ausgesehen haben, und es ist wohl gar nicht ein Zug, auf den sie hier mit ihren Bündeln warten. Sie sind Entwurzelte aus einer Zeit, die vergangen ist. Sie sind Fremde in dieser unfreundlichen rußigen Halle, in der sie sich untergestellt haben. Vielleicht warten sie auf eine Zeit, die noch nicht angebrochen ist.

Die Straße vom Bahnhof in die Stadt ist häßlich. Sie hat nichts vom Glanz der Méditerranée, nichts vom Liebreiz der Mittelmeerstädte mit Palmenalleen und buntgestreiften Marquisen über malerischen Hafenschenken. Ein schwüler Wind weht grauen Sand auf. Die Straße führt durch zwei schwarze Fronten geteerter Schuppen. Das könnte eine Straße in einer tropischen Zweckstadt sein. Salpeter oder Guano könnten hier verladen werden. Erst auf der Plaza Colon, einem großen runden Platz vor dem Hauptbecken des Hafens, ist man in Barcelona, ist man am Mittelmeer, befreit man sich von dem Gefühl, in einer Kolonie zu sein, statt im Mutterlande der großen Entdeckungen. Von einer hohen Säule blickt Columbus, hier Colon genannt, auf seinen Platz. Das Hafenbecken erinnert in seiner Form an den Vieux Port von Marseille, aber es fehlt ihm jeder malerische Reiz. Das Haus der Hafenbehörde ist im preußischen Kasernenstil erbaut. Man würde sich nicht wundern, hier Preußens Gloria zu hören. Der Hafen wirkt leer, und merkwürdigerweise lockt hier die See, die See hinter der Mole, nicht in die Ferne. Es gibt nichts mehr zu entdecken. Jedenfalls nicht auf dem Meer. Die Karawelle des Columbus liegt am Pier vertäut. Eine Nachbildung des Originals, für irgendeine Filmaufnahme hergestellt. Vielleicht ist der Film gedreht worden, und ich habe ihn nicht gesehen. Vielleicht ist die Filmgesellschaft bankrott gegangen, ehe der Film fertig war. Die stolze Karawelle ist elend gestrandet. Wenn ich Columbus wäre, ich stiege von meiner hohen albernen Säule, vom wackligen Erdball unter meinen Füßen herab und ginge in die Stadt, ginge die freundliche Rambla entlang und tränke einen Schnaps.

Die Matrosen der amerikanischen Mittelmeerflotte, die ein

paar Tage später nach Barcelona kamen, hielten es so, und bald entdeckten sie ein paar Schritte weiter das Dancing Colon, wo man keine neue Welt, aber alte Freuden findet. Ein Spezialarzt bot sich mit einem Schild auf seinem Balkon an, auch zu jeder Nachtstunde die Leiden der Venus zu heilen.

Die Ramblas, die Straßen, die vom Hafenbecken zur Stadtmitte führen, sind eng, sie sind alt, sie sind menschenfreundlich. In der Mitte gibt es eine Allee unter Bäumen. Stühle standen da. Man sitzt und träumt, und sogleich weiß man, man ist in einem alten Stadtstaat, in einer Polis. Männer stehen im Gespräch, Männer sitzen in Gruppen unter den Bäumen. Sie debattieren. Ihre Gesten sind ausdrucksvoll und doch von gemessener Würde. Dieser könnte Demosthenes sein. Jener Kleon, der Gerber. So bildeten sich einst Parteien. So wurden Tyrannen gestürzt. Aber das Gespräch der Männer von Barcelona bewegt sich fern der Politik; sie schwenken die Radsportzeitung in der Hand, sie erörtern die Fußballspiele, und die Polizisten der Hauptwache, vor dem Portal karabinerbewehrte Posten, hocken wie die Katze unter den Mäusen neben ihnen auf den Stühlen und genießen den Schatten. Die Uniformen der Polizisten sind abgetragen, ihre Schuhe grob. Sie wirken wie arme Angestellte, die sie sind, und könnten jedermanns Sympathie gewinnen. Aber in ihren Gesichtern, die sich jetzt jovial geben, hat sich für ewig ein unangenehmes Machtbewußtsein eingegraben. Bei der Wahl unseres Hotels vertrauen wir dem Zufall. Wir suchen kein international gerühmtes, kein von Landsleuten empfohlenes Haus. Wir wollen in Spanien bleiben. Dies hier sieht spanisch aus: ein schmales Café öffnet eine breite Front zur Rambla. Sägemehl bedeckt den Boden, die Wände sind schwarzgeräuchertes Holz, an dem die Photographien von Stieren dumpf tragischen Antlitzes hängen, es duftet nach verbranntem Kaffee, riecht nach geschwefelten Fässern und verschüttetem Wein, ausgebeulte Rohrstühle stehen altersschief auf der Straße, die Marmortische mag ein Knabe mit Zeichnungen bedeckt haben, Pablo Picasso, fünfzehnjährig, Schüler der Akademie und das Leben eines Gottes und Zauberers in

Frankreich vor sich, und die Gäste des Hauses sind Caballeros, Stierkampffreunde, Spanier, die kein Geld haben. Zwei kleine Jungen sind die Portiers und balgen sich um unsere Koffer. Die Treppe knarrt. Der Wirt sitzt schwarzgekleidet, einen schwarzen Schlapphut auf seinem Kopf, in einem fensterlosen Raum des Zwischenstocks unter einer sterbenden Glühbirne vor einem einladenden Geldschrank und hinter einer amerikanischen Rechenmaschine, die ihre metallenen Zähne fletscht. Das sollte gegen den Wirt mißtrauisch stimmen. Es nimmt aber für ihn ein, daß er nur spanisch spricht, und vielleicht schützen der Beton des Geldschrankes und der Stahl der Rechenmaschine ihn nur vor den Exzessen seiner angeborenen Großzügigkeit.

Unser Zimmer ist dunkel. Es ist schön, weil es dunkel ist. Es ist angenehm kühl. Die Jalousien sind geschlossen. Nur durch die Ritzen flimmert das heiße Licht in den Raum. Wenn wir hinter dem Fenster stehen, haben wir gestreifte Sträflingskleider an. Wie Sträflinge beobachten wir durch die Jalousie den Schutzmann, der vor dem Hotel den Verkehr regelt. Dieser Schutzmann ist weiß gekleidet, und ein prächtiger Tropenhelm schmückt und behütet ihn. Er ist ein schöner Mann. Er weiß es wohl. Seine Bewegungen sind elegant und etwas geziert. Er könnte Narciss heißen.

Auch der Speisesaal ist verdunkelt wie unser Zimmer. Kristalllüster brennen. Welche Pracht aus den Gründerjahren! Zusammen mit dem Sonnenlicht, das durch die geschlossenen Jalousien flimmert, geben die brennenden Lüster dem Raum etwas Tropisch-Impressionistisches, so als habe Manet ein Speisezimmer in Kalkutta gemalt. Diesen Eindruck verstärken noch die drei Ventilatoren, die von der stuckverzierten Decke herabhängen und sich surrend im Kreise drehen. In Sekundenabständen trifft ein scharfer kühler Luftzug den Gast und fordert ihn auf, die Fremde zu empfinden.

Wir hatten unser Obdach gut gewählt. Keine Reisegesellschaft bedrängte uns, mauerte uns ein in ihre heimatliche Nestwärme, in Vereinsmeierei und dummen Gruppenstolz, versetzte uns durch Geschrei, Gequietsch und Gelächter, durch die Pene-

tranz ihres Witzboldes nach Rüdesheim, Küsnacht oder Atlantic City. Wir waren und blieben in Spanien. Neben uns speiste eine spanische Familie. Die spanische Familie hatte urspanische Kinder. Die kleinen Mädchen hatten schmale, in Schleifen geschnürte Taillen und trugen weit von der Hüfte abstehende steife Krinolinenröcke, die ihnen die rührende Würde der unteretzten Prinzessinnen des Velasquez gaben. Ihre kleinen Brüder waren ernste, sehr gesittete Kavaliere. Zu unserer anderen Seite saß ein Neger. Auch er war ein Spanier, auch er ein Hidalgo. Vielleicht war er ein Abkömmling der Kalifen aus Cordoba. Aber die Kalifen waren keine Neger. So war er vielleicht ein hochmütiger Rechtsanwalt aus Tetuan, ein Deputierter aus Ifni oder gar ein Staatssekretär des Außenamtes in Madrid, der natürlich stolzer sein mußte als alle seine stolzen Kollegen, und gekleidet war er wie aus der Bondstreet in London.

Ich bin neugierig. Die erste Mahlzeit in einem fremden Land entscheidet, ob die Gegend einem gefallen wird. Die Kellner, alle im Frack, treten in einer Brigade an, aber sie scheinen mürrisch zu sein. Das Besteck wird uns ungeordnet auf den Tisch, es wird uns wie vor die Füße geworfen. Wir fragen uns betroffen, was wir dem Kellner getan haben. Erst später begreifen wir, daß dieses Hinwerfen des Besteckes spanische Sitte ist. Der spanische Kellner vermeidet, anders als sein italienischer Kollege, jede Servilität, und fast grob betont er seine Unabhängigkeit, was ihn sympathisch macht, auch wenn man seinen spanischen Stolz mit Unfreundlichkeit verwechselt.

Man kann nicht nach der Karte essen. Es gibt das Gedeck. Das Gedeck besteht aus fünf Gängen, und jeden Gang darf man aus vier verschiedenen Gerichten wählen. Die Speisekarte ist handgeschrieben. Die Schrift ist kunstvoll verschnörkelt, so daß man sie nicht lesen kann. Wir ahnen nicht, was uns geboten wird, und der Kellner ist ein Schnellsprecher. Er schießt die Namen der Speisen wie mit einem Maschinengewehr in unser Ohr. Wir wissen nicht, was wir essen, aber es schmeckt uns gut. Unter den Vorspeisen gibt es große grüne Tomaten, die wir ein morgenfrischer Garten sind, und hellrote kleine Krebse wie aus ei-